In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 137. Posen, den 17. Juni 1928. 2. Jahrg.

Fräulein Eulenspiegel.

Ein lustiger Roman von C. K. Roellinghoff.

10. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Herr von Neidberg hatte sich in voller Gemütsruhe in seine Akten vertieft. Mit einem kurzen Blick auf Hobbe sagte er:

„Wenn Sie in drei Sekunden nicht draußen sind, kommen die vier Männer wieder. Dann landen Sie aber nicht im Hotel Adlon. Das verspreche ich Ihnen!“

„Moment mal,“ knurrte Hobbe. Dann kramte er in seiner Brieftasche und holte die Photographie hervor. Er legte sie vor Neidberg hin.

Herr von Neidberg hatte das Repräsentieren sozusagen von der Pike auf gelernt. Bobby Hobbe vermochte keinerlei Veränderung in seinen Gesichtszügen zu bemerken und war einigermaßen enttäuscht. Knurrte:

„Kostenpunkt erwähnte ich schon. Wenn Sie nicht bezahlen, erscheint das Bild morgen abend in einer gelesenen Zeitung. Nun? Wie ist jetzt das werte Befinden, Mister Neidberg?“

„Immer noch so gut, daß die Ohrfeigen, die Sie gleich von mir beziehen werden, Ihnen die größten Beschwerden machen werden.“

„Für jeden Schlag Zehntausend mehr. Oder sagen wir Zwanzigtausend.“ Und Hobbe steckte die Hände in die Hosentaschen.

Neidberg griff zum Telephonhörer. Dann zog er die Hand wieder zurück.

„Wo ist das Negativ?“

„Zu Hause.“

„Wo ist Ihr Zuhause?“

„Ist mir momentan gänzlich entfallen, denken Sie mal!?“

„Können Sie das Negativ herholen?“

Bobby dachte nach.

„Das ist nur so zu machen, daß Sie das Geld einstecken und mitkommen!“

„Sind Sie so wahnsinnig, zu glauben, daß ich Ihnen eine Million bezahle?“

„Gewiß, so vernünftig bin ich.“

Neidberg trat auf ihn zu.

„Hören Sie mir zu, Mister Soundso. Was ich Ihnen jetzt sage, das gilt ein für allemal. Bei Auslieferung der Platten bekommen Sie von mir zehntausend Mark und keinen Pfennig mehr. Sollten Sie damit nicht einverstanden sein, so gehen Sie Ihrer Wege, wohin sie Sie auch führen mögen!“

„Ist gemacht!“ Bobby Hobbe lachte höhnisch auf. „Dann führt mein Weg mich zur Redaktion des Abendkurier . . .“ Hier biß sich Mister Hobbins schmerzhaft auf die Lippen. Es war zu spät. Er hatte sich verraten.

Neidbergs Augen blitzten zufrieden auf.

„Und ich setze mich eine Minute nach Ihrem Fortgehen mit dem Abendkurier in Verbindung!“

Schwer seufzte Bobby Hobbe auf und bekannte innerlich, daß er eben doch noch ein plumper Anfänger sein mußte . . .

„Also gut. Zehntausend.“

Neidberg wurde wieder ernst.

„Sie sind zwar ein gemeingefährlicher Schuft, Herr Pseudo-Hobbins. Trotzdem habe ich noch einen kleinen Funken Vertrauen zu Ihnen. Sagen Sie mir die Wahrheit: haben Sie außer dieser Photographie und dem Negativ noch andere Abzüge oder Bilder?“ Neidberg ließ kein Auge von Bobby.

Und der mochte sich winden, wie er wollte. Irgend etwas in dem Blick des machtvollen Industriellen zwang ihn, die Wahrheit zu sagen:

„Nein. Es existiert außer dieser Photographie nur noch das Negativ.“

„Gut. Ich komme mit. Seien Sie zufrieden, mein Lieber, zehntausend Mark zu — — verdienen, anstatt ins Zuchthaus zu wandern! Ich fürchte Sie nicht!“

Bobby hockte ziemlich kleinlaut auf seinem Sessel. Neidberg telephonierte mit der Kasse:

„Schicken Sie mir sofort einen Boten mit zehntausend Mark herauf!“

Dann schaltete er um:

„Meinen Wagen fertigmachen!“

Und rief in der Villa an:

„Ich komme nicht zum Essen. Meine Tochter und Fräulein Sigrid möchten nicht auf mich warten!“

Dann trat er ans Fenster, um auf das Geld zu warten.

Bobby Hobbe hatte alle Uebersicht verloren. Er sagte leise:

„Und wer bürgt mir dafür, daß Sie mir nicht nachher die Polizei auf den Hals hetzen?“

Neidberg blickte ihn verächtlich an.

„Sehen Sie, jetzt könnte ich zehntausend Mark sparen! Denn Sie würden mir das Negativ auch so herausgeben, wenn ich mitkomme. Aber seien Sie ganz ruhig — der Handel soll so fair und ehrlich bleiben, wie das bei Ihrer Mitwirkung an der Angelegenheit nur möglich ist . . .“

Der Bote brachte das Geld. Gleichzeitig hupte unten der Chauffeur.

„Los!“ befahl Neidberg.

Bobby Hobbe folgte ihm im Zustande völliger Vernichtung.

Gegenüber dem Direktionsgebäude saß in der Kantine, die auch Passanten zugänglich war, Mieze. Als sie Neidberg und Bobby in den Wagen steigen sah, schrak sie zusammen. Aber sie war um vieles klüger als ihr Geliebter und übersah augenblicklich die Situation.

„Jetzt werden sie das Negativ holen fahren,“ murmelte sie. „Allzu zuversichtlich sieht mein Bobby nicht aus. Er wird sich verkalkuliert haben . . . Ein Glück, daß ich noch da bin! . . .

Und Mieze öffnete ihr Täschchen, um sich zu vergewissern, daß das kostbare Negativ noch darinnen wäre . . .

Dann bezahlte sie ihr Bier, eilte hinaus bis zur nächsten Autohaltestelle und fuhr nach Hause.

Bobby Hobbe lehnte neben Neidberg in dessen geschlossenem Privatwagen und sinnierte über die Vergänglichkeit und Veränderlichkeit aller Menschenpläne. Unmerklich musterte er seinen Nebenmann, das gutmütige und doch so energische Gesicht, die breite, kraft-

volle Figur. Hier streifte Bobbys Auge die Seitentasche des Neidbergschen Anzugs und erblickte ein weißes Viereck. Im Augenblick erinnerte er sich einiger nützlicher Fähigkeiten aus seiner früheren Laufbahn, und — zwei Minuten später befand sich das Viereck, die schicksalsschwere Photographie, in Bobbys Rocktasche. Erfreut über diesen Erfolg, beinahe übermütig, fragte er Neidberg:

„Wissen Sie denn überhaupt, wer der Mann auf dem Bild ist?"

„Das wird mir meine Tochter erzählen. Von Ihnen will ich nichts wissen," brummte Neidberg. „Sie können überhaupt an jedem beliebigen Varieté als Schnell-Lügner auftreten . . ."

Bobby schwieg nun pikiert.

Der Wagen sauste geräuschlos die Straßen entlang. Der Mittagsverkehr der Großstadt hatte seinen Höhepunkt erreicht. Der Potsdamer Platz glich einem Ameisenhaufen. Sechs Verkehrspolizisten paßten auf, daß ja kein Wagen unbehelligt über den Platz käme. Jeden Augenblick gab es Kontroversen mit maulfertigen Kutschern und Chauffeuren. Die Polizisten drohten jeden Moment vor lauter Wichtigkeit zu zerplatzen.

Aus der Potsdamer Straße sauste in voller Fahrt ein Lastwagen. Das Neidbergsche Auto vermochte nicht mehr ganz abzubremsen. Ein Krachen von berstendem Metall übertönte momentelang den Wirrwarr des Verkehrs . . .

Nach einer halben Stunde erwachte Herr von Neidberg auf der nächsten Rettungsstelle. Sein Kopf war verbunden. Der Chauffeur erzählte dem Arzt in blumenreichen Redewendungen von dem Zusammenstoß.

Neidberg rieb sich stöhnend die Gliedmaßen, wollte aufspringen und mußte, wieder schmerzlich aufstöhnend, sitzen bleiben.

Er griff in seine Taschen, — die zehntausend Mark und die Photographie waren verschwunden! . . .

Der Arzt meinte respektvoll:

„Herr von Neidberg, ich empfehle dringend, daß Sie sich jetzt nach Hause und zu Bett begeben. Es handelt sich immerhin um eine kleine Gehirnerschütterung und etliche Quetschungen und Abschürfungen, die, wenn ich nicht irre . . ."

Als er genauer hinblickte, bemerkte er, daß sein Patient das Bewußtsein neuerlich eingebüßt hatte. Ein Krankenwagen brachte ihn wenige Minuten später nach Hause.

* *
*

Bobby Hobbe eilte leichtfüßig die Treppen zu seiner Behausung empor. Von Zeit zu Zeit überzeugte ihn ein hastiger Griff an seine Brusttasche von dem Vorhandensein der zehntausend Mark. Oben riß er an der Klingel.

Mieze öffnete und war erstaunt, Bobby allein kommen zu sehen.

Bobby beantwortete ihren fragenden Blick mit einer abweisenden Handbewegung. Neue Pläne, von denen Mieze lieber nichts erfahren sollte, bewegten ihn.

„Nun, was hast du ausgerichtet?" fragte Mieze.

„Nichts!" antwortete er in gut gespielter Verdrießlichkeit. „Ich konnte den Alten nicht sprechen. Er war ausgefahren. Ich habe das Bild wieder mitgebracht."

Mieze sah ihn lauernd an. Warum log er? Sie hatte ihn mit dem alten Neidberg ins Auto steigen sehen. Also mußten Verhandlungen im Gange gewesen sein. Was hatte Bobby vor?

„Und was willst du jetzt tun?" fragte sie.

„Ach, nichts Besonderes . . ." antwortete Bobby, und seine Stimme klang hastig und zerfahren. Dann begann er das Negativ zu suchen und fand es nicht.

„Wo ist die Platte?" schrie er.

Sie gab keine Antwort.

„Wo ist die Platte!?" schrie er nochmals.

„Sie liegt in der Küche, im Büfett," sagte Mieze tonlos.

Als Bobby nach ergebnislosem Suchen aus der Küche ins Wohnzimmer zurückkehrte, war Mieze verschwunden. Bobby schüttelte den Kopf, brummte etwas vor sich hin und verließ dann die Wohnung. Ohne wiederum zu ahnen, daß Mieze ihm auf den Fersen blieb.

* *
*

Langsam ging Mädie die Stufen herunter. Einmal noch sah sie zurück auf die vertraute Tür mit dem Namen Wildhorn.

Sie fand keine Tränen. Sie war nur namenlos verwirrt. Und namenlos traurig. Und wußte nicht, wo sie mit logischer Denkungsweise einsetzen sollte, um Klarheit in diesen Knäuel von Widersprüchen zu bringen. Wußte auch nicht, wie sie die harten und häßlichen Worte Wildhorns je vergessen sollte.

Sie trat aus dem Hause, und der milde Septembertag hüllte sie kosend ein. Sie lenkte ihre Schritte nach dem nahen Tiergarten.

Wort für Wort klang ihr seine erbitterte Rede noch in den Ohren.

Sie konnte und konnte dieses nicht fassen: er war bereit, aus Trotz oder aus kühler Erwägung bereit, sie einfach mit einer anderen zu vertauschen! . . . Wenn auch sie selbst diese andere war. Aber, das wußte er ja nicht. Das konnte er ja nicht wissen. Wie dumm das alles war.

Und sie hatte sich so trefflich in die Rolle des kleinen Fräulein Meier hineingespielt, daß ihre andere Existenz in diesen Augenblicken schmerzlichen Untersuchens vollkommen verblaßte. Sie war die kleine Stenotypistin Meier, die von ihrem Geliebten treulos verlassen worden war. Weil er irgendwelche Beziehungen zu dem reichen Hause der verhaßten „anderen" hatte. Wie haßte Mädie diese andere — Mädie in diesem Moment! Sie hätte sie kaltblütig ermorden können.

Mädie lachte tonlos.

Wie originell, wenn sie das durchführte. Sie müßte Selbstmord verüben, um Thomas zu hindern, der „anderen" zu eigen zu werden.

Ihr Stolz, ihr Hochmut erwachte. Sie fühlte sich beleidigt, und es mußte etwas geschehen, das wiederum Wildhorn kränken mußte.

Nun war sie mitten im Tiergarten und ließ sich auf einer Bank nieder. Ihre Gedanken schwärmten wieder aus. Jede Einzelheit der schönen Stunden mit Thomas trat vor ihre Augen. Bei der Erinnerung an die verunglückte Kahnfahrt auf dem Wannsee mußte sie sogar lachen.

Dann dachte sie an jene leidenschaftlichen Sekunden zurück, die dem Abschied unten, im Treppenhaus, vorausgingen.

(Fortsetzung folgt.)

Franz Werfel:

Mutter und Sohn.

Wenn ich dir plötzlich in die Augen sah,
Hast du dein innres Licht schen abgeblendet.
Und kamst Du mir in einer Ahnung nah,
Mit Wort und Witz hab ich mich weggewendet.

Ich kenn dich nicht. Du bist mir oft verblaßt,
Und Fremde müssen mir dein Antlitz zeigen.
Wenn du mich auch in vielen Bildern hast,
Bin ich dir ja ein Atmen nur und Schweigen.

Und doch! Ich war ein Kind, ich war noch mehr,
Wie keiner auf der Welt dein Herz-Gefährte!
Wo wuchs ich denn in Nächten purpurschwer,
Da uns ein Gott, ein Blut, ein Odem nährte?

Wie unsre Liebe aller Liebe gleicht!
Auch ihr Gesetz ist einzig dies auf Erden:
Nicht-habend warten, selber unerreicht,
Daß wir uns einmal nicht mehr haben werden!

(Mit besonderer Genehmigung des Paul Zsolnay-Verlages, Wien, dem Jahrbuch dieses Verlages entnommen.)

Die schwarze Perle.

Von Albert Baginsky.

Der Herr hatte einen aufrechten, straffen Gang, ein angenehmes Gesicht mit einer entwickelten Stirn, schöne Augen, eine kräftige, dabei wohllautende Stimme, war in allem der Typ eines wohldressierten, gutgebildeten, vermögenden Mannes. Der würdige Juwelier, der sich etwas auf Menschenkenntnis zugute tat, trat um einige Grad verbindlicher aus dem gepanzerten Bureau. Nur gewohnheitsmäßig setzte er die Alarmvorrichtung in Bewegung, die in Werkstelle und Wohnung 4 Minuten später Lärm erheben würde, wenn er sie nicht selbst abstellte — eine vielleicht übervorsichtige, aber sonst vortreffliche Einrichtung. Der Herr hatte ein entzückendes goldenes Zigarettenetui, aus dem ein Brillant gebrochen war, den er neu gefaßt wünschte. Er freute sich sichtlich über die Bewunderung, die seinem Schmuckstück gezollt wurde, meinte die Komplimente des Juweliers zurückgeben zu müssen, indem er sich über einige hervorragenden Auslagen des Ladens äußerte, mit großer Sachkenntnis und wahrhaft genießerischem Entzücken. — „Die Zeiten sind für uns Juweliere nicht sehr günstig," plauderte der Juwelier, „es ist das Verständnis für unsere Kostbarkeiten eminent zurückgegangen, und damit natürlich das Verlangen danach. Unsere meisten Käufer sind gefühllose Leute, die so Juwelen zur Erhöhung ihres Pomps erwerben, für die der aparteste Stein nur in Verbindung mit seinem Preis etwas ist." Der Herr nickte, beschäftigte sich eben mit einer kleinen Platinagraffe. „Hinzu kommt sicher," meinte er, „daß wiederum die Kenner nicht mehr so glänzend gestellt sind, um viel Schmuck zu kaufen; schließlich sind unzählige Familien geradezu verarmt, die sich auf raffinierten Geschmack verstanden. Ich muß sagen, auch ich muß mich zurückhalten, darf nicht der in meiner Familie traditionellen Leidenschaft für diese Kostbarkeiten folgen . . . Aber immerhin, diese Agraffe — geben Sie sie mir, — sie ist schön. Und das Etui machen Sie mir schnellstens."

Er griff nach seiner Brieftasche und zahlte die geforderten 700 Mark. Diskret zurücktretend sah der Juwelier noch, das juchtene Täschchen war schwer von großen Banknoten. „Darf ich Ihnen noch etliches zeigen?" sagte er verbindlich, „selbstredend nur zu Ihrem Vergnügen." „Ich danke sehr," der Kunde lächelte auf eine reizende, fast jugendliche Art, „aber schöne Dinge sehen, ohne zu kaufen, ist schwerlich ein Vergnügen. Vielleicht das nächste Mal, ich bleibe einige Monate in Wien. Gestatten Sie übrigens" — er nannte seinen Namen, der dem Juwelier ein großes westdeutsches Unternehmen ins Bewußtsein rief. „Auf Wiedersehen." Der Juwelier fühlte eine klare Freude in sich, daß der vornehme und geschmacksfeine Fremde gerade sein Geschäft gewählt hatte. So war man doch nicht völlig von der mörderischen Konkurrenz der Riesen-Juweliere ausgeschaltet. Er gab sich selbst besondere Mühe mit der aufgetragenen Arbeit und nahm sich vor, für den Fremden einige schöne Stücke vorzulegen, wenn er zur Abholung wiederkam.

Durch die Spiegelscheiben seiner Fenster sah er eines Tages den fremden Herrn vorfahren, in einem sehr eleganten langen Wagen. Als das Geschäft erledigt war, bat er den Herrn ins Bureau. „Ihr lebhaftes und edles Interesse voraussetzend, das uns Juweliere ja so sehr schmeichelt, habe ich sehr kostbare Stücke dort ausgelegt. Sie werden Ihre Freude haben." Er hatte sich nicht geirrt, der Herr zeigte wirklich eine große Freude an den Sachen, er konnte sich nicht genug tun in bewundernden Worten. Er schien auch Kaufinteresse für dieses und jenes zu haben. „Eine geringe Auswahl scheinen Sie an Perlen zu haben," meinte er schließlich, „und doch schwärmte mein Freund, der Baron Kerleben, der mich zu Ihnen empfahl, von einer schwarzen Perle." Der Juwelier errötete fast vor Stolz. „Die schwarze Perle! Ja, das Hunderttausendmark-Stück . . .!" Sie besitzen es nicht mehr?" „Gewiß." „Ach bitte, zeigen Sie es!" Ein Gehilfe entnahm das Juwel dem sicheren Safe und . . . Kaum daß er es gesehen, ging ein Erschrecken durch den Fremden. Seine Hand zitterte, seine Augen starrten mit faszinierter Anstrengung, die die Pupillen vergrößerte und wie leblos machte, auf die Perle. Der Juwelier war starr vor Entzücken. Einen solchen eminent begabten Kenner hatte er lange nicht getroffen. Und wie — wenn der Gast kaufte! — Hunderttausend Mark! Begeistert reichte er dem Herrn einige Stücke Tuch, die Wirkung erhöhte sich ja noch, hier z. B. auf dem hellgrünen Samt, auf der zeisigfarbenen Seide, auf dem fleischfarbeimitierten Stück. Drei Augenpaare starrten auf das Wunder, mit dem ergebenen bewundernden Ausdruck, den der schöne Rücken oder Hals einer Fürstin verdiente. — „Das ist die Krone, — nein, . . . die Perle aller Perlen" — der Herr sprach zuerst wieder, „Ich habe nie etwas Schöneres gesehen. Wie eine von hundert Geschlechtern geweinte, schwarzgeronnene Träne — wirklich, so banal sonst der Vergleich ist." Er legte den Schatz behutsam in den Behälter, stand erregt auf und ging hin und her. „Ich möchte sie kaufen," sagte er mehr zu sich. „Erlauben Sie, daß ich mit meiner Frau telephoniere." Wirklich, die Beschreibung, die der Herr seiner jenseits der Leitung horchenden Gattin machte, war ein dichterischer ekstatischer Erguß, kein Wunder, daß sie die richtige Wirkung hatte. — „Also, meine Frau ist gleich mir entzückt, sie wünscht die Perle zu sehen."

In diesem Augenblick erwachte in dem Juwelier die ganze Wachheit, Vorsichtigkeit und zurückhaltende Schlauheit des gewiegten Geschäftsmannes, den Erfahrung lehrte, auch bei den verlockendsten Geschäften kühl bis ans Herz zu bleiben. „Ich werde mir erlauben, die Perle zur Ansicht oder Kauf in ihr Hotel zu schicken. Wie wünschen Sie die Zahlung? Gegen sofortige Kasse? Ich wäre Ihnen dankbar dafür. In einer halben Stunde?" „In einer halben Stunde!" Die Schritte sichtlich noch beschwingt von Enthusiasmus, ging der Herr.

Der Juwelier beauftragte seine zwei Gehilfen mit der Besorgung und erbat sich zu ihrer direkten Begleitung einen Geheimpolizisten. Nur abzuliefern gegen Geld! war die strenge Weisung. Die Drei nahmen ein Auto.

Der Herr wohnte nicht eben pompös; in seiner Gattin lernten sie ein zartes, offenbar sehr liebevolles feines Geschöpf kennen. Der Herr schrieb einen Scheck. Gehilfen und Geheimpolizist sahen sich verstohlen an, Schreck im Herzen. Was nun? Darauf waren sie ja nicht vorbereitet. War der Scheck Geld? Andererseits — wie, wenn sie den Herrn beleidigten? Als habe er sie durchschaut sagte der Herr freundlich: „Vielleicht ist einer von Ihnen so liebenswürdig, den Betrag auf diesen Scheck zunächst zu erheben. Ich könnte mir denken, daß Ihnen Bargeld willkommener ist. Die Herren rauchen derweil!" Ein restlos nobler, verständiger Herr! — Schnell war der Gehilfe wieder da, hatte das Geld, quittierte. Alle drei dienerten hinaus.

Fast zwei Wochen später, der Juwelier dachte oftmals mit Bewunderung an seinen Kunden, rief dieser an: „Ob nicht eine zweite Perle vorhanden sei und zu welchem Preis." — Leider müsse er bedauern — nein, — es würde auch schwer sein, eine zweite zu finden. Indes er wolle sich bemühen. Wie vorausgesehen, waren die Bemühungen tatsächlich vergebens. Der Juwelier selbst überbrachte dem Herrn das Ergebnis. Der Herr wollte Ohrringe für seine Frau davon haben, hörte er; ob nicht in Amsterdam, bei den dortigen Perlenhändlern? . . . Der Juwelier versprach dort anzufragen. Nachmittags erschien der Herr. Er hatte eine Adresse — ein kleiner Amsterdamer Juwelier, vielleicht daß der . . .

Der Juwelier telegraphierte. Zu seiner großen Ueberraschung hatte er diesmal Erfolg. Zwar sei die Perle enorm teuer, wurde geantwortet. Der Juwelier entschloß sich, die Reise von Wien nach Amsterdam zu machen. Bis hundertzwanzigtausend zu gehen hatte er Auftrag. Aber diese elenden mickrigen Händler in Amsterdam sitzen auf ihren Schätzen wie Beelzebub. Hundertfünfzigtausend verlangte der kleine Händler für ein allerdings herrliches Exemplar von schwarzer Perle! Der Juwelier entschloß sich, nicht einfach wieder das Feld zu räumen. Er telegraphierte dem Kunden. Natürlich fand ders zu hoch. Telegramme wechselten in erregter Folge. Der Juwelier wollte von seinem Verdienstaufschlag etwas ablassen. Zuletzt: Hundertsechzigtausend! Schluß. — Schön. Damit verdiente er eben nur Zehntausend. Unter deutschen und holländischen Flüchen zahlte er hundertundfünfzigtausend. Der Händler versicherte, er habe selber hundertundvierzig geben müssen. Der Juwelier reiste zurück. Die Perle hütete er wie sein Herz in der Brust. In Wien fuhr er gleich selbst ins Hotel. Leider sei der Herr gestern abgereist. Der Juwelier wurde bleich. Sollte er auf seinem überteuren Kauf sitzen bleiben? Er entschloß sich endlich, an die Familie des Herrn zu telegraphieren. Das Antworttelegramm war völlig unverständlich. Kein Glied der Familie war jemals in Wien. Fassungslos starrte er auf Telegramm und Perle. Zuletzt konnte kein Zweifel mehr sein: Die schwarze Perle war sein altes Exemplar; er hatte es zurückgekauft.

Jener Händler, erfuhr er bald, habe sein Geschäft nur eben acht Tage betrieben; eine sogenannte Eintagsfliege, wie sie neuerdings leider auch in dieser Branche vorkämen.

Die Neuerungen im Flugverkehr.

Die stetig steigende Entwicklung des Luftverkehrs hat, zumal auf den längeren Flugstrecken die Notwendigkeit mit sich gebracht, die Fluggäste auch besonders zu verpflegen. Der fliegende Speisewagen ist deshalb die neueste Einrichtung der Deutschen Lufthansa. Er findet auf der Strecke Berlin—Paris, sowie zwischen Berlin und Wien Verwendung. Die Bewirtschaftung, den Verkauf von Speisen und Getränken aller Art und die Bedienung der Gäste im Flugzeug besorgt die Mitropa. In den übrigen Verkehrsmaschinen der Deutschen Lufthansa, die nicht mit besonderen Küchen und Wirtschaftsräumen versehen sind, übernimmt die Mitropa den Verkauf von Lebensmitteln und sonstigen Erfrischungen sei es durch von der Mitropa mitgegebenes Personal, sei es durch Automaten oder sonstige Einrichtungen, die die Mitropa einführen wird. Ferner kann die Mitropa im Bedarfsfalle für die Herrichtung von Betten und Lagerstätten in den Flugzeugen der Lufthansa sorgen. Die Mitropa bringt in ihrem, in den Speisewagen ausliegenden Preisverzeichnisse einen Aufdruck, der auf ihren Betrieb in den Flugzeugen der Lufthansa hinweist. Außerdem werden die Schlaf- und Speisewagen der Mitropa mit dem Kursbuch der Lufthansa ausgerüstet. Ferner sind in dem Bewirtschaftungsabkommen zwischen der Mitropa und der Deutschen Lufthansa Vereinbarungen vorgesehen, nach denen in den Speisewagen und Schlafwagen Bestellungen auf Flugscheine und in den Flugzeugen Bestellungen für die Schlafwagen der Mitropa entgegengenommen und weitergeleitet werden.

Auf diese Weise gliedert sich der Flugverkehr noch enger als bisher in den Betrieb unserer Eisenbahnen ein. Aber auch der schon lange angekündigte Flugdienst zwischen Ozeandampfer und Küste wird nun endlich praktisch durchgeführt werden. Am 21. Mai ist zum ersten Male von der Deutschen Lufthansa und dem Norddeutschen Lloyd dieser Abholerdienst praktisch durchgeführt worden. Drei Sonderflugzeuge der Deutschen Lufthansa standen in Bremen beim Eintreffen des Dampfers „Columbus" bereit. Um 9,40 Uhr startete bereits ein Großflugzeug mit 8 Passagieren zum Fluge nach Berlin, wo die Landung in Tempelhof bereits um 12 Uhr erfolgte. Die anderen Flugzeuge folgen über das Rhein-Ruhrgebiet nach Frankfurt a. M. und Freiburg in Breisgau. Die Fluggäste der in Berlin eingetroffenen Maschine waren größtenteils amerikanische Geschäftsleute, die durch die unmittelbar anschließende Flugbeförderung ins Innere des Kontinents wertvolle Zeit gewinnen konnten. Dieser Dienst wird künftig so geregelt, daß eine Bereitstellung der Flugzeuge in den Seehäfen auf Grund der vom Bord der Dampfer funkentelegraphisch aufgegebenen Platzbelegungen stattfindet.

Auch eine Anzahl neuer Strecken hat die Deutsche Lufthansa in diesen Tagen eröffnet. Von besonderer Bedeutung ist die Strecke Gleiwitz—Neisse, Riesengebirge—Hirschberg, die besonders für die Sommermonate und die Reisezeit eine wichtige Erleichterung der Verkehrsverbindungen ist. Bei dieser Gelegenheit ist es wichtig, darauf aufmerksam zu machen, daß von Berlin aus das Riesengebirge, das sonst bekanntlich nur außerordentlich schwierig zu erreichen ist, in kaum mehr als 2 Stunden mit Hilfe des Flugzeuges erreicht werden kann. Das Flugzeug startet kurz vor 4 Uhr in Berlin und landet bereits 6 Uhr 15 abends in Hirschberg.

Ferner wurden als Sommerstrecken am 4. Juni vier weitere Strecken eröffnet. Die Linie München—Breslau, die Strecke Kottbus—Halle—Leipzig, sowie zwei von Danzig aus gehende Strecken, die eine nach Calmar, die andere über Marienburg—Elbing nach Allenstein.

Zoologische Dummheiten.

Von **Paul Eipper.**

Kürzlich hat ein Literaturblatt eine Statistik über den Wirkungsbereich des Berühmtseins veröffentlicht und ganz entzückende Dummheiten damit zutage gefördert.

Die etwa fünfzigjährige Gattin eines vielfachen Hausbesitzers in Berlin wurde gefragt, wer Max Liebermann sei. „Irgend so 'n Parteimensch!" Und Paul Loebe war im Kopf des etwa vierzigjährigen Rayonchefs eines Warenhauses „Ein Heidedichter".

Man müßte solche Umfragen öfters machen, damit wir „unserer Bildung" stolz werden. Und dabei spezialisieren: heute noch dem Wiedererkennen von Photographien fragen (ob Christoph Columbus einen Schnurrbart hat), ein anderes Mal nach Bäumen, nach der Lage von Städten oder — nach Tieren.

*

Wenn man viel in Zoologische Gärten kommt, empfiehlt es sich, einmal auf die Zuschauer zu achten und ihren Gesprächen zuzuhören. Die Haare stehen einem dabei zu Kopf.

Voilà (alles selbst gehört und durch Zeugen zu erhärten).

Bei Hagenbeck in Stellingen: Schauplatz „die afrikanische Steppe" mit der Löwenschlucht im Hintergrund. Der Wärter wirft Heu auf, Gnus und Elenantilopen drängen herbei. Ein Zebra rennt auskeilend nach vorn. Die junge Frau neben mir, Seidenmantel und mondäner Miniaturschirm, sagt zu ihrem Begleiter, auf das Zebra deutend: „Da läuft ja ein Leopard herum, frei, ohne Gitter!" Er: „Das ist kein Leopard, das Tier hat ja Streifen, es ist eine Giraffe."

Berliner Aquarium. Mutter und ihre etwa sechzehnjährige Tochter, diskret bürgerlich angezogen, betrachten die großen Fetzen der abgestreiften Haut einer Puffotter, an der knorplige Verdickungen zu sehen sind. Die alte Dame in sachlicher Belehrung zu ihrem Kind: „Sieh, die Schlangen haben eben gegessen, hier liegen noch die abgenagten Rippen eines Fisches!"

Vor dem großen Huftiergelege. Ein Schullehrer vom Land deutet auf Lamas und Guanakos. „Kinder, seht her, dies sind junge Giraffen. Der lange Hals wächst sich später noch aus."

Besonders drollig sind die Vergleiche bei selten vorkommenden Tieren. Goliath, der Stellinger See-Elefant, müßte sich sehr wundern, wenn er die menschliche Sprache verstünde. „Ganz wie ein Pferd," sagt einer, „lebt aber im Wasser, det ist ein Nilpferd." Oder „Schnute und Barthaare haben Aehnlichkeit mit einem Löwen." Zwei Hamburger Bauersleute sehen lange Zeit sprachlos der Fütterung dieser Riesenrobbe zu. „Keck mol doa, hei slukt de Fisch all heil runner," Antwort: „Tja, det is oack en Wiederkäuer."

Vor dem Mähnenwolf, der zum ersten Male in Europa lebend im Berliner Zoo gezeigt wird. Ein Mann, Mitte der Dreißiger: „So ein Tier habe ich noch nicht gesehen, hat Rehbeine. Muß unheimlich schnell laufen können." Sie, blond und ganz jung, mit einem Lorgnon. „Ist wohl ein Abmischling. Vielleicht Kreuzung zwischen Wolf und Giraffe. Sowas gibts!" (Viel Vergnügen!)

Aus unserem Raritätenkasten.

55.

Der in Aegypten sich akklimatisierende Europäer erhält in kurzer Zeit eine schmutzig-bräunliche Hautfarbe, in Abessinien eine eigentümliche Bronzefärbung; fahl wird die Hautfarbe an der Küste von Arabien, kachektisch weiß in Syrien, hellbraun in den Wüsten von Arabien und lebhaft rot auf den syrischen Gebirgen.

56.

Säugetiere können höchstens 5 Minuten den Atem anhalten. Das würde für die Walfische nicht genügen, namentlich nicht für die Pottwale, die ihre Nahrung auf dem Meeresgrund suchen. Es ist den letzteren deshalb die Fähigkeit verliehen, bis zu einer Stunde unter Wasser zu bleiben.

57.

Im menschlichen Gehirn befinden sich etwa 15 Millionen Nervenknoten.

58.

Das Wort Kommißbrot stammt aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Sicher ist, daß es schon bei den Soldaten Wallensteins im Gebrauch war. Wallenstein setzte nämlich als er nach Stralsund zog, sogenannte Brotkommissionen ein, die die Brotversorgung seiner Soldaten zu organisieren hatten, da die arme Bevölkerung nicht in der Lage war, seine Truppen mit Brot zu verpflegen. Diese Kommission besorgte also das „Kommissionsbrot", woraus die militärische Abkürzung „Kommißbrot" entstand. Später hat sich von Kommißbrot die weitere Abkürzung „Kommiß" abgespalten, womit man nach dem oft von der Sprache gemachten Gebrauch, mit dem Ausdruck für einen Teil das Ganze zu bezeichnen, den gesamten militärischen Betrieb meinte.

59.

Man hat bereits durch mehr als 2500 sichere Beobachtungen festgestellt, daß das Nordlicht in der Höhe von 85 bis 180 Kilometern auftritt.

60.

Die Vermehrung der Ratte ist eine ungeheure. Man hat berechnet, daß ein Rattenpaar, falls es sich mit seiner Brut ungestört fortpflanzen kann, in drei Jahren von einem Heer von 20 Millionen Ratten umgeben sein könnte und im vierten Jahr bereits 100 Millionen Nachkommen zählen würde.

61.

Die Wüste Sahara umfaßt eine Fläche von 5800 Quadratkilometern.

62.

Das Fernsprechverzeichnis der Stadt London wiegt über vier Pfund.

63.

Ein eigenartiges Schicksal widerfuhr dem Dichter Delille. Einer der glühendsten Bewunderer Delilles, dessen bestes Werk die Uebersetzung von Virgils „Georgika" war, schnitt, als man die Leiche des Dichters einbalsamierte, heimlich zwei Streifen von der Körperhaut des Toten und ließ ein Exemplar obengenannten Werkes damit einbinden.

64.

Fischdampfer gibt es in Deutschland noch gar nicht so lange; erst 1884 war es, als ein Geestmünder Fischhändler den ersten Fischdampfer in Betrieb setzte.

65.

Die ersten Bananen kamen 1613 nach Europa.

66.

Pestbazillen können sich im Körper der Insekten vermehren. Man hat berechnet, daß ein einziger Flohmagen die höchst gefährliche, unter Umständen tödliche Dosis von 5000 Pestbazillen zu fassen vermag.

67.

Die Rinde der Birke wird in steinarmen Gegenden beim Wegebau verwendet, da sie wegen ihres Harzreichtums fast unverweslich ist.

Fröhliche Ecke.

Geographie schwach. „Vati, ich finde auf meiner Landkarte Moskau gar nicht."

Der Vater sucht mit. Aber schließlich muß er es aufgeben: „Das wird auf neueren Karten nicht verzeichnet sein. Napoleon hat es doch 1812 abgebrannt . . ."

Mißtrauisch. Er: „Ich werde dich ewig lieben."

Sie: „So! Dann willst du mich wohl nicht heiraten?!"

Der sicherste Weg. „Bitt schön, wo gehts denn da zum Marktplatz?"

„Das ist doch ganz einfach —, nur allweil die aufgegrab'ne Straß'n weiter, beim dritt'n Asphaltkessel biegen's links ab, lass'n die aufg'platzte Gasleitung rechts lieg'n, dann kommen's pfeilgerad auf den Platz, wo die Straß'nbahnschienen 'rausg'riss'n sind, und das wär' dann der Marktplatz."

Begegnung. „Gestern habe ich Ihren Mann getroffen. Aber er hat mich nicht gesehen."

„Ich weiß. Er hat es mir erzählt."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań